

HERMANN BAUSINGER

Über die Reichweite von Mundarten

Die Reichweite von Mundarten - das Thema dieses Referats scheint klar, glatt und harmlos. Aber das Stichwort Reichweite hat es in sich; in ihm sind Schlingen angelegt, die man sich besser aus der Distanz ansieht, ehe man sich den Begriff zueigen macht.

Reichweite ist ein relativ junges Wort. Im Grimmschen Wörterbuch ist es nicht verzeichnet, obwohl der betreffende Band erst 1893 erschien. Auch in Trübners Deutschem Wörterbuch, das Mitte der 50er Jahre herauskam, taucht es nicht auf, obwohl es damals schon ein paar literarische Belege gab. Der früheste mir bekannte stammt aus dem Jahr 1932; in Gerhart Hauptmanns "Vor Sonnenuntergang" heißt es einmal: "Decke mich zu, wenn Du etwas Warmes in Reichweite hast". Reichweite ist hier ganz von der Person her gedacht und bezeichnet ihre physischen Möglichkeiten. Seine eigentliche Karriere machte der Begriff aber im unpersönlich-technischen Bereich, und in diesem Sinne wird er auch aufgeführt in den Wörterbüchern und Lexika seit den 60er Jahren:

Reichweite hat ein Geschütz, eine Atomrakete zum Beispiel. Reichweite hat ein Flugzeug (der Aktionsradius ohne Auftanken). Reichweite hat ein Rundfunksender - so weit er eben empfangen werden kann. Reichweite gibt es schließlich in der Physik: es ist die Strecke, die eine Strahlung beim Durchgang durch Materie zurücklegt, bis ihre Energie aufgezehrt ist.

Und nun also: Reichweite von Mundarten. Der Begriff fügt sich in eine problematische Tradition der Mundartforschung ein, in der sprachliche Verschiebungen auf der Landkarte in der Art von Wehrmachtsberichten geschildert wurden: Das nasalierte lange *ä* ist im Vormarsch; die Grenzlinie zwischen *haus* und *hüs* ist auf dem Rückzug nach Süden; inmitten der Landschaft mit altem

Monophthong haben sich einzelne Vorposten mit Diphthongierung festgesetzt - und so fort.

Was dabei problematisch ist, das ist nicht in erster Linie der militärisch-kriegerische Anklang. Ich bin nicht der Meinung, daß viel für den Weltfrieden getan ist, wenn Zeitungsreporter im Sportbericht das Wort "Bombenschuß" vermeiden - jedenfalls ist es im Sportteil besser aufgehoben als im politischen Ressort. Bedenklich (zumindest bedenkenswert) an dem Begriff Reichweite ist die Verdinglichung, die darin steckt. Die Reichweite von Mundarten - das klingt, könnte jedenfalls so klingen, als seien Mundarten selbständige Subjekte, die sich nach ihren eigenen Gesetzen bewegen, während es doch tatsächlich Menschen sind, die Sprecher, die über diese Sprache und auch über deren Reichweite verfügen. Das ist gewiß keine weltbewegende Feststellung; aber sie ist auch nicht völlig gleichgültig. Es ergibt sich eine je verschiedene Perspektive, wenn ich registriere: die Mundart bewegt sich, ändert sich, weitet sich aus, stirbt ab, oder wenn ich mir vergegenwärtige, daß bestimmte Menschen eine Mundart bewegen, ändern, häufiger oder weniger häufig verwenden.

Noch ein zweiter Einwand könnte gegen die Formulierung des Themas vorgebracht werden: Mundarten sind definiert durch geringe räumliche Reichweite - sodaß die Gefahr der Tautologie, des Zirkels besteht. Es ist, als wolle man einen Vortrag über die Größe von Zwergen halten; aufregende Überraschungen sind da kaum zu erwarten - eine Feststellung, die angesichts der Entwicklung der Hormonpharmazie allerdings nicht mehr so sicher ist. Und jedenfalls liegt es mit der Reichweite von Mundarten so einfach nicht. Diese Reichweite ist zwar per definitionem gering (sonst handelte es sich nicht um Mundarten), aber sie kann sich verändern. Und: diese Reichweite hat nicht nur eine räumliche, sondern auch eine soziale und eine funktionale Dimension. Schlichter kann dies ausgedrückt werden durch eine Variation des Schemas für militärische Meldungen bzw. der alten rhetorischen Kommunikationsformel: Ich will untersuchen, wer - wann - was - wie - wo - unter welchen Umständen im Dialekt oder nicht im Dialekt spricht. Oder noch einfacher (einfacher in der Formulierung, nicht als Aufgabe): In welchen Situationen muß man/soll man/kann man/darf man Dialekt sprechen?

Eine letzte Vorbemerkung zur Terminologie: Ich bin ohne Vorwarnung oder Markierung vom Begriff der Mundart auf Dialekt übergegangen, und ich werde die Begriffe auch weiterhin synonym verwenden. Manchmal versteht man, einem Vorschlag Jacob Grimms folgend, unter Mundart die tatsächlichen Lokalsprachen, unter Dialekt dagegen die übergreifenden Sprachfamilien - im Südwesten Deutschlands also das Alemannische, das Schwäbische, das Fränkische. Aber zur Definition des Dialektes gehört, daß er nicht standardisiert ist, daß er keine vereinheitlichte Norm kennt, und dies bedeutet, daß die Dialekte eben doch immer nur in konkreter Form, also als Mundart, hörbar und faßbar sind. Insofern spricht vieles dafür, sich dem populären Sprachgebrauch anzupassen, der keinen Unterschied zwischen Mundart und Dialekt macht und in dem das Fremdwort Dialekt meist vertrauter klingt als das deutsche Wort Mundart, dem man immer noch ein wenig die Erfindung durch einen Sprachpfleger (Philipp von Zesen im 17. Jahrhundert) anmerkt.

1. Zur räumlichen Reichweite

Es ist auffallend, wie oft der Dialekt mit der Vergangenheit in Verbindung gebracht wird, nicht nur durch die Wissenschaft, sondern auch durch die Leute, die Dialekt sprechen. "Ja, früher ..." heißt es, und dann wird berichtet: da habe man noch richtigen Dialekt gesprochen, habe man überall noch die Mundart gehört. Solche Feststellungen sind nicht Ausdruck freischwebender Nostalgie, sondern es handelt sich bei aller Einseitigkeit um eine sinnvolle Äußerung: Dialekt paßt zu "früher", weil sich die Mundarten in kleinen, in sich geschlossenen Räumen herausbildeten und verfestigten. Zwar gab (und gibt) es größere Dialektlandschaften - aber charakteristisch für die Mundart ist eben doch die engere regionale, ja lokale Einfärbung. Sie bildete sich in einer politisch zerstückelten Landschaft heraus - die eng gezogenen politischen Grenzen bewirkten auch rechtliche, wirtschaftliche, konfessionelle, kulturelle Unterschiede. Bis zur 'napoleonischen Flurbereinigung' gab es auf deutschem Boden über 1000 verschiedene Territorien - im deutschen Südwesten weit mehr als anderswo. In solchen Räumen entwickelten sich eigene Dialektfärbungen, und die Mundarten blieben stabil, weil die Mobilität gering war. Die Mundart war - so hat man es ausgedrückt - "Vollsprache", das

heißt die bäuerlichen und handwerklichen Familien, die im Ort lebten, konnten sich vollständig in der Mundart verständigen, sie brauchten nichts anderes. Zwar gab es Pfarrer, Lehrer, Amtspersonen in den verschiedenen Ortschaften; aber sie mußten bezeichnenderweise immer wieder einmal angehalten werden, sich einer besseren Sprache zu befleißigen: auch sie redeten Mundart oder doch mundartnahe, und selbst wenn sie es nicht taten, handelte es sich nur um Enklaven, vorherrschend war der Dialekt. Gewiß gab es auch Leute, die ihre Heimat verlassen mußten; man braucht nur an die Wanderungen der Handwerksgesellen oder der Saisonarbeiter zu denken. Aber wenn sie zurückkehrten, so kamen sie in einen festen Horizont; wer drin war, mußte sich in die gängigen Normen einfügen, auch in die sprachlichen Normen.

Vor dem Hintergrund dieses historischen Gemäldes ist eigentlich zu erwarten, daß der Dialekt an Bedeutung eingebüßt, an Gewicht verloren hätte. Es läßt sich verfolgen, wie mit wachsender Mobilität immer häufiger vom Untergang der Mundarten gesprochen wird. Die Fortschritte der Alphabetisierung und die Förderung der Bildung, propagiert durch die Aufklärer Ende des 18. Jahrhunderts, die Öffnung der Grenzen Anfang des 19. Jahrhunderts, neue Verkehrsmöglichkeiten (die Eisenbahn vor allem), die nationale Einigung, die Bevölkerungsbewegungen im Zuge der Industrialisierung, der Einfluß der Massenmedien, die Flüchtlingsströme schließlich nach dem letzten Krieg - all das scheinen Voraussetzungen zu sein für das Verschwinden der Dialekte.

Tatsächlich wurde immer wieder das Ende des Dialekts vorhergesagt. Die Mundartforscher sind seit 200 Jahren davon überzeugt, daß sie ihre Ernte im allerletzten Moment einfahren. Wenn man eine Dialektstudie aus der Mitte des letzten Jahrhunderts aufschlägt, steht darin in den meisten Fällen, daß die richtige Mundart nur noch von einigen Greisen am Rande der Dörfer gesprochen werde. Aber jetzt, Ende des 20. Jahrhunderts, trifft man in den Dörfern (und in den Städten!) immer noch dialekt-sprechende Greise, und es sind ganz sicher andere als die von 1850; - und bei näherem Zusehen und Hinhören ergibt sich, daß auch die Jüngeren den Dialekt nicht meiden.

Was in all den Prognosen während zwei Jahrhunderten übersehen wurde, ist die Tatsache, daß Kräfte immer auch Gegenkräfte auslösen und daß der Bedarf und Modus lokaler Kommunikation

nicht leicht aus den Angeln zu heben ist. Es stimmt zwar, daß das Bedürfnis vermehrter Bildung die Dialekte ins Abseits rückte, aber gleichzeitig kam es zur Aufwertung des Unverbildeten im Umkreis der Romantik. Es ist richtig, daß der wachsende Verkehr die Dialekte zu einer Sprache stempelte, die nicht mitkommt, aber gleichzeitig kam es zur Aufwertung des Lokalen, des Vertrauten und Heimatlichen. Es ist richtig, daß die Einheitssprache im Gefolge der politischen Einigung gestärkt wurde, aber gleichzeitig kam es im Zeichen des kulturellen Föderalismus zur Aufwertung der regionalen Dialekte (in Bayern würde man heute ohne die preußische Reichsgründung wohl weniger ausgeprägt Bairisch sprechen!). Es ist richtig, daß die wachsende Mobilität dazu beigetragen hat, daß die Dialekte in vielen Sprachsituationen unzureichend wurden. Aber das ändert nichts daran, daß viele zu Hause bleiben oder doch immer wieder heimkommen. Ein Pendler sagte einmal: "Wenn ich aus dem Omnibus aussteige, spreche ich automatisch Dialekt." Der Dialekt ist hier also eine Rollenvariante, die im Nahbereich volle Gültigkeit hat.

All diese Feststellungen laufen nicht darauf hinaus, daß sich nichts geändert hätte. In Wirklichkeit lebt der Dialekt, *weil* sich in seinen Gebrauchsweisen und Funktionen, aber auch in seinen Formen einiges geändert hat. Zum Teil wurden ausgeprägte Besonderheiten abgeschliffen - aber nur zum Teil, und wer behauptet, daß die Dialekte insgesamt heute nur noch eine leicht-folkloristische Einfärbung der Einheitssprache darstellen, geht bestimmt von eingeschränkten Beobachtungen aus. Vor über 30 Jahren brachte Albert Baldauf sein "Westallgäuer Wörterbüchlein" heraus, das beginnt mit der "Warnung vor Versuchen, die 'Westallgäuische Sprache' zu erlernen, sie ist schwerer als Chinesisch". Und dies beweist er dann gleich mit der Konjugation von tun (/ *dtuor* - *du dtuoscht* - *ar dtuat*; Imperativ: *dtuor*; Konjunktiv: *ar dtöi*, *se dtöjed*; Verlaufsform: *niez z dind* usw.). Diese Formen gibt es nach wie vor; und es gibt sie nicht, *obwohl* sie für Außenstehende schwer verständlich sind, sondern *weil* sie für die Nicht-Allgäuer schwer verständlich sind. Dialekt ist immer auch Identitätssignal und ein Mittel der Abgrenzung: "*mir sin mir*" - und die anderen sind anders.

Wird dieses Moment lokaler Zugehörigkeit betont (und dies ist heute sehr oft der Fall!), dann tritt der soziale Befund, der soziale

Stellenwert des Dialekts zurück: *alle* scheinen - sprachlich - im gleichen Boot zu sitzen. Gerade weil diese Vorstellung so gehätschelt und in vielerlei Sonntagsreden verkündet wird, ist es wichtig, nunmehr auf die sozialen Differenzen und Differenzierungen hinzuweisen.

2. Zur sozialen Reichweite

Im Jahr 1804 schrieb der Pfarrer und Kirchenlehrer Wächter im "Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz" über die Grenzen der Aufklärung: "Was nützt es dem Bauern, wenn er das feine Ohr des Mozarts oder Haydens, die reine Mundart eines Adelungs oder Stosches hat, wenn er Geschmack an der Lektüre des Cicero oder anderer Klassiker findet?" Was Wächter als "reine Mundart" bezeichnet, ist nichts anderes als die Hochsprache, vor der er die Bauern schützen möchte. Sie sollen "nicht überbildet werden", denn: "wo bleibt dann der zur Arbeit abgehärtete Landmann?"

Der Pfarrer, der das schrieb, war kein Finsterling - er verstand sich als aufgeklärt und als Aufklärer. Aber als Aufklärer legte er die Bremse ein: die bestehenden Lebenskreise und sozialen Ordnungen sollten nicht gestört werden - Aufklärung sollte innerhalb der bestehenden Horizonte erfolgen, und das hieß auch: die Menschen sollten auf ihre traditionelle Sprache festgelegt werden.

Hier wird das Herrschaftsmoment von Sprache sichtbar, das durch die Parole "Hier reden alle Dialekt" zugedeckt wird. Als die Volksmärsche und Volksläufe aufkamen, erlebte ich in einer kleinen schwäbischen Stadt einen groß propagierten, vom örtlichen Sportverein organisierten Lauf, an dem auch der Oberbürgermeister und andere hochgestellte Persönlichkeiten teilnahmen. Sie hielten auch durch; aber am Ziel wartete ein Dienst-Mercedes und fuhr sie nach Hause. So ähnlich ist es auch mit dem Dialekt: man benützt ihn, entfernt sich aber auch oft genug davon im Mercedes der Hochsprache.

"Alle reden Dialekt". Aber dann ist zu fragen: Reden alle *nur* Dialekt? Und diese Frage ist gewiß zu verneinen. Ein höherer Angestellter redet - vielleicht - am Stammtisch Dialekt. Aber auf seinem Amt, im Büro seiner Firma, im Verkehr mit Fremden redet er nicht im Dialekt; und niemand wird ihm dies übelneh-

men, weil die Situationen ein anderes Verständigungsmittel erfordern.

Allerdings heißt dies keineswegs, daß in allen Fällen reine Hochsprache gesprochen würde. Oft kommt eine Spielart des Dialekts zum Einsatz, die als Honoratiorensprache bezeichnet wird. Sie bezieht zwar ihr sprachliches Material aus den lokalen Dialekten, ist aber doch sehr viel zahmer und hochsprachnäher, läßt jedenfalls beträchtliche Abweichungen gegenüber dem Dialekt zu. Nach außen erscheint diese Sprachform oft als Verkörperung eines regionalen Dialekts, selbst dann, wenn es sich in Wirklichkeit um eine künstliche Imitation handelt. General von Wrangel, von dem die meisten Berliner Witze in Umlauf sind oder waren, stammte aus Pommern und kam erst zur Niederwerfung der 48er Revolution nach Berlin, wo er sich dann ein Quasi-Berlinerisch aneignete. Und Willy Reichert - um in der schwäbischen Region zu bleiben - gilt heute noch für viele als Prototyp des Schwäbischen, obwohl seine Sprache eine raffinierte Mischung aus gehobenstem Schauspieldeutsch und schwäbischem Dialekt war (nirgends im Schwäbischen wird das *ei* so offen gesprochen, wie es von Willy Reichert praktiziert wurde).

Aber selbst wenn Honoratioren (um bei diesem unscharfen Begriff zu bleiben) richtigen Dialekt reden, bleibt der Unterschied, daß sie in der Regel in höherem Grade 'mehrsprachig' sind als Angehörige der unteren Schichten. In den Theaterstücken, die Ödön von Horváth geschrieben hat, wird dies indirekt deutlich. Die Stücke spielen im Angestellten- und Kleinbürgermilieu. Die Personen sprechen hochdeutsch, aber in einer merkwürdig verkünstelten, steifen, schiefen Sprache. Horváth hat diese Sprache erklärt: es handle sich um ein Hochdeutsch, "gesprochen von Menschen, die bis zu diesem Zeitpunkt nur Dialekt gesprochen haben". Hier wird also hörbar gemacht (ohne daß ein einziges Wort im Dialekt gesagt wird), daß der Dialekt auch als Sprachbarriere - und das heißt: als soziale Barriere - fungieren kann.

"Dialekt als Sprachbarriere" war eine Parole im Gefolge der 68er Jahre, als überall soziale Defizite und Spannungen aufgespürt wurden - sicher auch dort, wo sie nicht vorhanden waren. Diese Parole löste damals einen Wutschrei bei vielen heimatverbundenen Bürgern und Bauern aus: Von wegen Sprachbarriere! Und bald verschwand die Parole ja in der rasch entwickelten Heimatselig-

keit; "small is beautiful" hieß es jetzt, und zu diesem Kleinen gehört auch der Dialekt, der nun in Liedern und Gedichten gefeiert wurde. Trotzdem: das Argument, das im Schlagwort von der Sprachbarriere enthalten war, war so falsch nicht; und bezeichnenderweise wurde es damals von den Eltern auch akzeptiert und ernst genommen. Sie wußten, daß ihre Kinder auf ihrem Berufsweg mit Aufgaben konfrontiert würden, in denen der Dialekt jedenfalls nicht ausreicht.

3. Zur funktionalen Reichweite

Richtig ist freilich auch, daß solche Prozesse und Probleme in Kategorien eines sozialen Klassen- oder Schichtungsmodells nicht mehr voll faßbar sind; es geht oft eher um bestimmte Funktionszusammenhänge. Der Soziologe Niklas Luhmann hat die These aufgestellt, daß in unserer Gesellschaft die soziale Differenzierung weithin abgelöst sei durch eine funktionale, und er macht dies gerade auch an der Sprache fest. Was ist damit gemeint? Bis vor ein oder zwei Generationen unterschieden sich soziale Gruppen bzw. Schichten oder auch Klassen in ihrem Gesamthabitus. Gebildete Bürger konnten sich - im Prinzip - über alle wichtigen Probleme in vernünftiger Weise miteinander verständigen; eben dies machte ihre Bildung aus. Demgegenüber war für Bauern oder Arbeiter eine andere Lebenswelt und damit ein anderer sprachlicher Habitus maßgebend.

Heute können sich auch Gebildete keineswegs mehr über alle wichtigen Probleme und Bereiche miteinander verständigen. Ein Sprachwissenschaftler versteht von der Atombombe wahrscheinlich weniger als ein Mechaniker, jedenfalls weniger als ein Arbeiter in einem Kernkraftwerk. Von Luhmann wird der Sachverhalt verallgemeinert: Es gibt keine übergreifende, einheitliche Semantik mehr, gibt nicht mehr die Sprache und die Sprachbedeutungen, die für alle Gebildeten verständlich sind. Die Wirklichkeit, auch die sprachliche Wirklichkeit, ist ausdifferenziert in Funktionsbereiche. Dabei handelt es sich nicht nur um größere Bereiche, sondern oft um kleine und kleinste Sub- und Schubfächer: ein Hals-Nasen-Ohren-Arzt versteht von einer Gelenkarthrose am Fuß möglicherweise nicht viel mehr als ein Bademeister oder ein Pfarrer.

Was hat dies mit dem Dialekt zu tun? Nun, auch die Entscheidung, ob etwas im Dialekt oder in der Hochsprache oder einem

dazwischenliegenden Idiom gesagt wird, hat heute oft weniger mit sozialen Schichten, also mit einer vertikalen Einteilung zu tun, als mit Funktionsbereichen, die jeweils verschiedene Sprachebenen fordern oder fördern. Allerdings sind die Funktionsunterschiede dabei nicht nur an verschiedenen Berufssparten festzumachen. Es geht zum Beispiel um Differenzen zwischen der Privatsphäre und dem öffentlichen Bereich.

Es gibt hier eine relativ eindeutige Zuordnung: im Privatbereich die Mundart, im öffentlichen Bereich die Hochsprache - oder vorsichtiger gesagt: die Nicht-Mundart. Spannend sind gerade die Zwischenbereiche und die Bewegungen zwischen beiden Bereichen, die ja nicht hermetisch geschlossen sind. Zu den Zwischenbereichen gehört etwa die halböffentliche Sphäre des Vereinswesens; hier wird in Übungsstunden, in Sitzungen und bei Feiern fast die ganze Skala von der alltäglichen Mundart bis zur hochdeutschen Amtssprache ausgeschritten, wobei auffallend ist, daß ein mundartlicher 'touch', ein Anklang an den Dialekt durchaus gesucht und erwünscht ist (gewissermaßen als sprachliches Pendant zur Vorstellung von der 'Vereinsfamilie'); ausgesprochene Klimmzüge zur Hochsprache sind gar nicht so häufig.

Parallele Beobachtungen lassen sich bei den Parteien anstellen, insbesondere im Wahlkampf. Beim Stuttgarter Oberbürgermeister-Wahlkampf gab es hierzu vor etlichen Jahren eine Paradevorführung. Der jetzige OB präsentierte ein maulfaules Schwäbisch, als sei dies seine einzige, zumindest seine ganz normale Sprache. Der Gegenkandidat, der aus Norddeutschland stammte, fing leider auch an zu schwäbeln - und bei ihm wurde die Künstlichkeit natürlich schnell durchschaut. Es ist anzunehmen, daß ihn dieser sprachliche Fehlversuch eine erhebliche Anzahl von Stimmen gekostet hat. Übrigens ließ die SPD von Baden-Württemberg im Landtagswahlkampf 1984 ihre Hauptgrundsätze in die vier Hauptdialekte des Landes übersetzen (ins Schwäbische, Alemannische, Hohenlohisch-Fränkische und Kurpfälzische) - der Erfolg, gemessen an Stimmenzahlen, war nicht gerade durchschlagend.

Hier kommt freilich noch ein anderer Funktionsunterschied ins Spiel: der von mündlich und schriftlich. Dialekt ist im Prinzip mündliche, gesprochene Sprache; Schriftsprache ist Hochdeutsch. Diese - recht eindeutige - Zuordnung provoziert aber immer wieder Korrekturen, und natürlich kann Dialekt (wenn auch mit

Schwierigkeiten) geschrieben und (mit noch mehr Schwierigkeiten) gelesen werden. Beim geschriebenen Dialekt - in Dialektgedichten oder auch in Dialektglossen der Zeitung - handelt es sich aber nicht etwa um etwas besonders Natürliches, sondern um etwas ganz und gar Unnatürliches, das seinen Reiz und die Attraktivität gerade aus dem Verfremdungscharakter bezieht. Die Reichweite des geschriebenen Dialekts ist dadurch von vornherein eingeschränkt. Dieter Herz hat in seiner Studie "Mundart in der Zeitung" 187 mundartliche Beiträge aus sieben Zeitungen untersucht - Beiträge, die beileibe nicht von allen Leuten gelesen werden und in denen auch keineswegs alles vorkommt. Fast alle Verfasser solcher Beiträge nutzen die Besonderheit der Sprache zu ironischen Stellungnahmen, öfters verbunden mit sentimentalischen Rückblicken auf die Vergangenheit.

Vor wenigen Monaten war ein Musterfall für die Möglichkeiten und Grenzen dieser Art journalistischer Kommentierung zu besichtigen. Am 15. April 1988 waren es dreißig Jahre, daß ein Entführungsfall die Stuttgarter (und nicht nur die Stuttgarter) in Atem hielt: Ein Siebenjähriger war von einem Gärtnerei-Hilfsarbeiter auf seinem Fahrrad mitgenommen und im Wald getötet worden; vom Vater des Jungen verlangte der Mann 15000 Mark Lösegeld. Ein etwas älterer Degerlocher Spielkamerad von damals, inzwischen anerkannter Historiker und beliebter Mundartautor, schrieb in der "Stuttgarter Zeitung" einen Erinnerungsartikel auf Schwäbisch: "Em Wald isch dr Gärtner zom Mörder worda".

Der Artikel setzt ein mit einer lebendigen Alltagsszene:

"Den Dag woiß i no wie heut, den 15. April 1958. Send grad no Osterferie gwä, ond mir hend uff dr Kirchgaß kickt, Ruffzues gegen Nazues. Des hot mr domols no könne en Degerloch, do hot no net jeder Schlurger a Auto ghet, bloß de bessere Schlurger. Kommt uff oimal a Frau de Buckel ruffgspronge, ganz uffgereggt, ond hot gfrogt, ob mir net de Jocki gseh habet, der sei heut net zom Mittagesse hoimkomme."

In den folgenden Passagen wird die Erpressung geschildert und die Suche nach dem Jungen. Schließlich wird er gefunden:

"Schier a Woch isch der Jocki weggwä vo drhoim, do isch a Arbeiter vom Geschäft hoimgloffä von Kaltental durch de Wald uff de Sonneberg nuff, ond der hot des Kend em Kohlhau em Dickicht gfonde, tot ond gfesselt an Händ ond Füëß. Ond an dem Obend hot der Denger nomol telefoniert, der hot no nex gwißt, aber der Vatter."

Nach der Entlarvung des Täters (übrigens mit Hilfe eines Dialektgutachtens!) wird noch dessen Geständnis geschildert:

"Ond der hot's no zuegebe, daß'r de Jocki am Löweplatz (wo jetzt d'Versöhnungskirch stoht) gfrog hot, ob'r net a paar Rehle sehe wollt. Der nadierlich glei nix wie nuff uff den Gepäckträger vo dem seim (gstohlene) Fahrrad, ond am hellichte Mittag send se durch Degerloch gradlet am Wasserturm, am Zahradbahnhof, am Westbahnhof (am Albplatz, wo jetzt der dackelhafte Bunker stoht ond no meh nakomme sollet) vorbei zom Sonneberg, ond dort em Haldewald isch aus dem Gärtner a Mörder gworda. - Ond die 15000 Mark häb'r brauch, weil sei Freundin no gheirat gwä sei. Ond dui häb sich bloß schoida lasse wolle ond ehn nemme, wenn 'r a Gerstle mitbrengt. Dui isch vo dr Albsiedlong, vo 'Neu-Berlin' gwä ond no au verhaftet worde, hot aber scheint's nex gwißt von dere ganze Sach, ond isch no gleich fort vo Degerloch ond woiß net, was aus dere worde isch."

Die Veröffentlichung löste einen Hagel von Leserbriefen aus, in denen der Autor angegriffen wurde: Eiskalte Schauer waren einem Leser über den Rücken gelaufen, aus einer Tragödie habe der Verfasser eine "Mundartstory" gemacht; der Artikel "überschreitet mit Sicherheit die Grenze der journalistischen Geschmacklosigkeit"; es sei taktlos, aus dem Vorfall eine "Kriminalgroteske nach Volksstückmanier" zu machen. Und in einer Zeitschrift wurde ironisch-rhetorisch gefragt: "Ist das der berühmte schwäbische Humor?" Bald meldeten sich - allerdings etwas weniger lautstark - Verteidiger des Artikels: Es sei engstirnig, Schwäbisch mit lustig gleichzusetzen; der Verfasser habe (ich fasse die Argumente jetzt in meiner Weise zusammen), indem er die Sprache der Nähe verwendet, auch den Vorfall in die Nähe rücken und damit voll vergegenwärtigen wollen.

Die Intention des Autors ist damit sicher richtig getroffen. Aber das ändert nichts an der Berechtigung des ausgelösten Unbehagens. Schief war der Artikel schon dadurch, daß er den Vorfall auf eine Sprachebene rückte, die auch Dialektsprecher verlassen, wenn sie über einen solchen Fall reden. Sie sagen dann nicht: "Dui häb sich bloß schoida lasse wolle, wenn 'r a Gerstle mitbrengt", sondern reden in einem solchen Umkreis von Verbrechen und Erpressung und Geld. Aber abgesehen von solchen Fragwürdigkeiten im einzelnen: dem gedruckten Schwäbisch ist nun einmal im Lauf von Jahrzehnten ein 'Image' zugewachsen, gegen das man zwar ankämpfen, das aber nicht einfach übersprungen werden kann.

Die Bedeutung von Sprache (die Bedeutungen im einzelnen, aber auch das spezifische Gewicht von Sprachformen, von Kodes) wird immer festgelegt durch den Gebrauch - und wenn eine Sprache seit langem verbannt ist aus den Bereichen des Tragischen, dann läßt sich dies nicht mit einem Federstrich korrigieren (genauso verhält es sich übrigens mit dem Sakralen; es ist höchst problematisch - vor allem unnötig -, sakrale Botschaften in den Dialekt zu übersetzen).

Wenn ich betone, daß der Gebrauch - also die Tradition der Anwendung - maßgebend ist, dann ist damit freilich auch gesagt, daß eine Mundart nicht ein für alle Mal auf bestimmte Domänen festgelegt ist. Anders gesagt: daß es *die* Mundart nicht gibt, daß vielmehr die Bedingungen in verschiedenen Epochen sehr verschiedenen sein können und jedenfalls in verschiedenen Sprachlandschaften sehr verschieden sind. Ein paar Bemerkungen dazu:

Schon im Bairischen verhält es sich anders; es ist dort sehr viel leichter möglich, im geschriebenen Dialekt auch ernste und traurige Themen zu behandeln. Man hat versucht, dies auf die schriftstellerische Tradition allein zurückzuführen - man erinnert etwa an Ludwig Thoma, der zwar die lustigen Filserbriefe geschrieben hat, der aber auch in der Lage war, das Stille, Traurige, Gefühlvolle im Dialekt zur Geltung zu bringen; und er war nicht der einzige. Dies ist ein Ton, der im alemannischen Bereich bei Johann Peter Hebel noch da war (und hier in nicht zu übertreffender Weise!), der aber dann in diesem ganzen Sprachraum verlorengegangen ist; erst langsam bemüht sich die neuere Dialektdichtung, ihn wiederzugewinnen, wobei allerdings die Lyrik und vielleicht auch das Drama mehr Chancen bieten als Prosa. Aber die mundartliche Literatur hängt natürlich nicht in der Luft - ihr Stellenwert ist auch abhängig vom Stellenwert, den der Dialekt im gesellschaftlichen Leben hat.

Und hier gilt fürs Bairische insgesamt, daß die funktionale Reichweite größer ist, daß die Mundart in Bezirke hineinreicht, in denen im deutschen Südwesten Hochsprache erwartet (und im allgemeinen auch gesprochen) wird. Man kann sich dies leicht vergegenwärtigen, wenn man an Rundfunksprecher denkt. Im Bairischen müssen fast Dialektanklänge drin sein - nur dann klingt es kräftig, volkstümlich und passend, und dies keineswegs nur im Sportstudio. Im Schwäbischen wirken starke Dialektanklänge bei

Moderatoren (sieht man von bewußt schwäbisch gestalteten Sendungen ab) eher läppisch, und zwar keineswegs nur auf die bösen Ausländer von jenseits des Mains, sondern auf die Schwaben selber: dies ist eine Parallele zur Wirkung der problematischen Mundartglosse.

Gelegentlich wird dies mit dem Inventar der Mundarten erklärt, mit dem Ton - das Bairische sei nun eben kraftvoller, muskulöser, für das Schwäbische seien ja doch die verniedlichenden Verkleinerungssilben charakteristisch. Aber abgesehen davon, daß das dauernde Verkleinern (bis hin zu "*Grißgottle*") reserviert ist für die schwäbische Tanten- und vielleicht noch Honoratiorensprache - *Franzerl* und *Steckerl* sind so klein wie *Fränzle* und *Steckele*. Die verschiedene Wirkung liegt nicht an der lautlichen Substanz, sondern an der Bewertung, und diese hat mit der Geschichte und dem politischen Selbstbewußtsein zu tun.

Dies kann übrigens auch dadurch bewiesen werden, daß der Blick auf den anderen Teil des Alemannischen gelenkt wird, auf das Schweizerdeutsche. Dort, in der Schweiz, herrscht eine besondere Situation. In der geschriebenen Sprache gibt es nur in Nuancen Unterschiede zum hiesigen Hochdeutsch; es gibt zwar bestimmte Eigenheiten (von der *Besammlung* bis zum *verunfallen*), aber natürlich gehören Frisch, Dürrenmatt, Muschg in den Umkreis der deutschen Dichtung, genau wie - um weitere Differenzierungen anzudeuten - Thomas Bernhard oder Christa Wolf. Aber in der gesprochenen Sprache herrscht ein gewaltiger Unterschied - sie ist in aller Regel und in fast allen erdenklichen Situationen Schweizerdeutsch. Es wird also fast immer im jeweiligen Dialekt gesprochen, und zwar selbst in Parlamentsdebatten, akademischen Diskussionen, Rundfunkberichten.

Diese extreme Reichweite der Dialekte läßt sich nicht aus der Gestalt des Schweizerdeutschen ableiten, sondern ist die Folge einer in diesem Fall politischen Konstellation. Um die Jahrhundertwende gab es in der deutschsprachigen Schweiz eine deutliche Tendenz, in der Öffentlichkeit und der gesamten überlokalen Kommunikation (also beispielsweise in politischen oder wissenschaftlichen Diskussionen) Hochdeutsch zu sprechen. Aber die beiden Weltkriege ließen in der Schweiz den Willen entstehen, sich von Deutschland auch sprachlich abzusetzen, und das war am sichersten möglich durch den Rückzug auf die Mundart - oder,

richtiger: durch die Mobilisierung der Mundart für Bereiche, die vorher der Hochsprache vorbehalten waren. Die *"Schwyzertütschi Sprochbiwegig"* fand ihre größte Resonanz durch die Abgrenzung gegen Hitler-Deutschland, und erst in den allerletzten Jahren wird gefragt, ob das schweizerische Mundartbekenntnis und die damit verbundene enorme Reichweite der Dialekte wirklich nur ein Vorzug ist.

Dabei wird auf die Italiener und Welschschweizer verwiesen, von denen ja doch eigentlich nicht verlangt werden kann, daß sie ein paar Dutzend alemannische Regionaldialekte lernen, um einer Parlamentsdebatte in allen Nuancen folgen zu können (ein Argument, das man den übertriebenen Mundartfanatikern angesichts der ausländischen Arbeitsmigranten auch bei uns ins Stammbuch schreiben sollte). Es wird aber noch ein zweites Argument für die Eindämmung der Mundarten angeführt: die Gefahr der Verarmung der Dialekte durch die Abkoppelung von der Hochsprache, die zu selten gebraucht werde und dadurch zu wenig Gewicht habe.

In diesem Zusammenhang wird oft auf das Elsaß hingewiesen, wo alemannische und fränkische Dialekte zwar noch fortleben, wo aber die vitale Zufuhr von Neuem und auch die Auseinandersetzung mit der Hochsprache fehlt, weil die den Dialekten zugeordnete deutsche Hochsprache eine minimale Rolle spielt im Vergleich mit dem Französischen. Der Dialekt - normalerweise in einer ständigen Wechselwirkung mit der Hochsprache - ist dort auf sich selbst zurückgeworfen, ist dadurch vielleicht im Detail konservativer, bewahrender, aber auch ständig der Gefahr der Verarmung und des Bedeutungsverlusts ausgesetzt.

Schwäbisch, Bairisch, Schweizerdeutsch, Elsäßisch - ich habe diese Beispiele angeführt, um die jeweils verschiedene Wertigkeit des Dialekts anzudeuten, die Unterschiede in der Reichweite, die nur sehr wenig mit der Gestalt einer Mundart, sehr viel dagegen mit gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen zu tun haben.

4. Dialekt und Einheitssprache - künftige Funktionen

An das letzte der angeführten Beispiele läßt sich die Frage anschließen - und damit trete ich aus dem ohnehin nicht allzu trennscharfen Dimensionengerüst heraus -, ob die elsäßische Gegebenheit nicht eine Konstellation abbildet, die in Zukunft

insgesamt für die Dialekte charakteristisch sein wird. Die von Vilem Flusser u.a. vertretene Prognose für die Zukunft der Kommunikationssysteme lautet etwa folgendermaßen: Die technische und kommunikative Entwicklung führt von der herkömmlichen, alphabetisierten Sprache weg - schon jetzt sind wesentliche Teile der Kommunikation in ein gänzlich anderes System verlagert, vollziehen sich in der Mechanik binärer Kodierungen, verlagern sich (was die Künste anlangt) mehr und mehr auf Bilder und Bilderzeichen. Die Computer- und Piktogrammwelt läßt die Bedeutung der Sprache in den öffentlichen Bezirken schrumpfen, man braucht sie nicht mehr - was an traditioneller Sprache übrigbleibt, ist Mundart, begrenzt aufs Kleine und aufs mehr oder weniger Private. Eine solche Entwicklung würde die Menschen nicht nur auf ihre Dialekte zurückwerfen, sondern diesen auch eine zusätzliche Funktion zuweisen: zumindest einen Teil der 'Sinnstiftung' zu leisten, die vorher mit der Hochsprache verbunden war.

Man kann die Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte in dieser Richtung interpretieren, wobei ich allerdings den engkommunikationstechnischen Rahmen etwas ausweiten würde: Der "neuen Unübersichtlichkeit" (so könnte man mit Habermas sagen) wurde die Überschaubarkeit des Kleinen entgegengestellt, der "Unwirtlichkeit der Städte" (ein Mitscherlich-Titel) die vermeintliche 'Wirtlichkeit' des Ländlichen oder der Vergangenheit, und dies hatte in der Tat auch eine sprachliche Seite. Die babylonische Sprachverwirrung (durch die immer komplexer und zahlreicher und unverständlicher werdenden Sprachen der sich vermehrenden Funktionsbereiche) konnte nicht gebremst werden, es gab kein Pflingstwunder - aber es gab die heimatliche Sprache, den Dialekt, der so ein höheres spezifisches Gewicht bekam.

Dies ist ein Prozeß, der zwischen Müdigkeit und Mündigkeit steht - eine Flucht ins Kleine und scheinbar Einfache und Eindeutige, aber auch ein legitimer Versuch, notwendige Elemente von Sinnggebung wenigstens in diesem nächsten Umkreis zu retten.

Die Opposition: hier Mundart, da Computersprache - und dazwischen so gut wie nichts - erscheint mir allerdings als vereinfachte Schock-Konstruktion. Als die Bilderwelt durch eine in einem formalisierten Zeichensystem aufgebaute Sprache abgelöst wurde, waren die Bilder ja doch nicht verschwunden; sie behaupteten ihren Rang *in* der Sprache. Die Sprache war zwar konstru-

iert aus neutralen, zumindest relativ neutralen Einzelteilen, aus Zeichen; aber was daraus entsteht, was nachgezeichnet wurde, waren nichts anderes als SprachMder - Jean Paul bezeichnete die Sprache als "Wörterbuch verblaßter Metaphern".

Wenn wir jetzt in gewisser Weise den umgekehrten Prozeß vor uns haben, die Dominanz der Bilder, dann bedarf es sicher auch künftig einer *Bildersprache*. Zur Definition von Sinnbezügen bedarf es auch künftig sprachlicher Anstrengungen, und da diese nicht isoliert möglich sind, auch nicht in der freundlichen Isolation einer Dialektlandschaft, wird es auch künftig große, ausgedehnte Sprachen und 'Sprachgemeinschaften' geben.

Ich betone das auch deshalb, weil ich es ungern sähe, wenn die Mundart mit noch mehr Erwartungen befrachtet würde, als sie es ohnehin schon ist. In den letzten Jahren hat sich neben Mundart als eine immer noch einigermaßen funktionstüchtige Gebrauchssprache ein anderes Konzept und Bild von Mundart gedrängt: Die Mundart als Hoffnungsträger und Frischzellentherapie für Kulturpessimisten und Unzufriedene. Hier wurde und wird der Dialekt manchmal einer so hygienischen Einschätzung unterworfen, daß eigentlich nur Allergien die Folge sein können. Wie oft konnte man beispielsweise hören oder lesen, im Dialekt könne man nicht lügen. Irrtum: man kann - man lügt nur bodenständiger. Man kann in der Mundart auch betrügen, unterdrücken, ins Abseits stellen.

Dies muß man wissen, gerade dann, wenn Mundart als Vehikel zur Mündigkeit dienen soll. Mündigkeit entsteht nicht automatisch aus Mundart - es kommt darauf an, was man daraus macht. Mündigkeit hieße in diesem Kontext wohl: die Verhältnisse der Nahwelt mutig in Ordnung bringen, und dazu taugt der Dialekt in vielen Fällen nicht schlecht.